

denken des Kreuzestodes die Gefahr liegt, diesem einen unsere ratio befriedigenden und uns selbst beruhigenden Sinn zu geben, der das Ärgernis verschleiert oder ver-harmlost. Diese Gefahr muß selbst dann gesehen werden, wenn solches Glaubensdenken sich auf Ansätze im neutestamentlichen Kerygma berufen kann. Im Geheimnis des Kreuzestodes bleibt ein unaufhellbarer Rest. Jesu Kreuzestod muß deshalb als Anstoß und Herausforderung stehenbleiben. Andererseits entbindet uns, wie Bischof Hänggi andeutet, die Offenbarung nicht vom eigenen stets tiefer zu verstehen suchenden Glaubensdenken. Main-bergers These selbst ist ja ein solcher Versuch, des Kreuzes-todes „habhaft“ zu werden. H. Urs von Balthasar be-merkt auch kritisch, es wäre „unchristlich, nämlich hoch-mütig“, wenn wir als Christen uns „eigenmächtig zu ‚Spe-zialisten des Kreuzes‘ machten“. Dann hätten wir uns nämlich, „wie die von uns Kritisierten“ eine „Theorie vom Christsein gezimmert und die vollkommene Offen-heit für alles, was Gott schenkt, eingeblüht“.

Unionsschema Anglikaner-Methodisten

Die nur aus Befürwortern der Union bestehende angli-kanisch-methodistische Kommission für die Vereinigung der Kirche von England mit der Methodistenkonferenz hat nach dreijähriger Revisionsarbeit kurz vor Ostern 1968 ihren „endgültigen“ Unionsvorschlag veröffentlicht (SPCK und Epworth Press London), nachdem vor einem Jahr der Interims-Report zur Erkundung der öffent-lichen Meinung vorgelegt worden war (vgl. dazu Herder-Korrespondenz 21. Jhg., S. 274 f.). Die seitdem laut ge-wordene Kritik an der bewußt in Kauf genommenen Zweideutigkeit der Integration sowohl bei der Versöh-nungszeremonie des ersten Stadiums wie in der Auffas-sung vom kirchlichen Amt und der Eucharistie wurde zwar um einige Feinheiten bereichert, aber wesentlich geändert wurde nichts. So konnte es nicht ausbleiben, daß die früher vorgebrachte Kritik sogleich in den Zuschriften an die „Church Times“, die das Projekt im Grundriß mit den offiziellen Kommentaren vorgelegt hat (5. 4. 68 und folgende Nummern), mit größerer Schärfe wieder auf-lebte und durch prinzipielle Bedenken ergänzt wurde.

Man kann jetzt ähnlich wie bei dem umfassenderen Unionsprojekt der amerikanischen „Consultation on Church Union“ (COCU; vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 218 f.) von einem Modellfall sprechen, an dem deutlich wird, daß sich die Periode ekklesialer Union oder Synthesen zu überleben scheint und die eigentlichen Pro-bleme aller Kirchen in den Vordergrund treten: wie überhaupt christlicher Glaube in einer der historisch überlieferten Formen möglich ist. Es steht eine aufregende Debatte bevor, bis die zuständigen Gremien der Kirche von England bzw. der Methodistenkonferenz im Jahre 1969 zu den entscheidenden Abstimmungen schreiten, falls es überhaupt noch dazu kommen wird.

Zunächst seien nochmals die Grundzüge des Unionssche-mas mit den Korrekturen überblickt, und zwar anhand des offiziellen Kommentars von Kanonikus E. Kemp, einem anglikanischen Mitglied der Kommission, die ge-meinsam von Bischof Stopford von London und dem methodistischen Pfarrer H. Roberts geleitet wurde. Kemp geht von dem Ziel aus, das in zwei Stadien erreicht wer-den soll, der „organischen Einheit“, einem Begriff aus

den Anfängen von Faith and Order, der soviel wie in-stitutionelle Einheit besagt. Dieses formale Ziel soll seine Grundlegung im ersten Stadium erfahren. Zunächst durch einen zentralen Gottesdienst der Versöhnung, der ge-meinsam vom Erzbischof von Canterbury und dem Präsi-denten der Methodistenkonferenz gefeiert werden soll. Dabei sollen die drängenden Motive zur Union heraus-gestellt werden, vor allem die Aufgabe, die Kirche in eine glaubwürdige und missionarische Verfassung in der säkularisierten Welt zu bringen. Dem Versöhnungsakt an der Spitze folgen unmittelbar die Riten der Integration der Ämter. Diejenigen methodistischen Pfarrer, die eine Woche später die lokalen Versöhnungsgottesdienste lei-ten werden, empfangen durch die Handauflegung angli-kanischer Bischöfe nicht eine „Reordination“, die bekannt-lich abgelehnt wurde, sondern die Eingliederung in den „historischen Episkopat“, so daß sie nunmehr Vollmacht haben, diese Eingliederung weiter zu vermitteln, und die anglikanischen Bischöfe empfangen die besonderen Gaben des methodistischen Amtes. Nachdem die örtlichen Gottes-dienste der Versöhnung dort, wo die anglikanischen und methodistischen Geistlichen mitmachen — es sind auch Sezessionen vorgesehen —, durchgeführt wurden, wird in einem dritten Zeremoniell der erste methodistische Bischof von anglikanischen Bischöfen geweiht, so daß er seiner-seits nun weitere zu berufende methodistische Bischöfe in die Sukzession aufnehmen kann; denn die ganze metho-distische Kirche soll künftig bischöfliche Strukturen er-halten.

Für diese umstrittene, vielfach kritisierte „Ordination“, die keine „Reordination“ sein soll, wurden die Gebete bei der Handauflegung völlig umgeschrieben bzw. dem neuen anglikanischen Ordinal angepaßt, das in Angleichung an das Presbyterdekret des Zweiten Vatikanums den angli-kanischen Begriff „Priester“ durch den neutestamentlichen „Presbyter“ ersetzt. Nach Kemp unterstreicht das Ordinal die Intention, daß beide Kirchen eine gemeinsame Lehre vom kirchlichen Amt gefunden haben (vor einem Jahr hieß es noch, die anglikanische Doktrin werde durch die Änderung der Leitbegriffe nicht berührt). Während die künftigen Geistlichen beider Kirchen nach dem neuen Ordinal ordiniert werden, soll der Integrationsakt die schon vorhandenen Amtsträger auf dasselbe theologische Fundament stellen. Ihr gemeinsames Gebet bei der Inte-gration lautet:

„Wir bringen uns dir vollständig dar und bitten, du mögest in uns deine bereits gewährten Gnaden erneuern, die Verschiedenheiten unserer Berufung überwinden und uns eins machen durch Gewährung dessen, was wir nach deinem Willen für unseren Dienst als Presbyter in der universalen Kirche sowie im Zusammenschluß der Kirche von England mit der methodistischen Kirche benötigen.“ Kanonikus Kemp gibt zu, daß in beiden Kirchen, wie er meint, „einige“ Geistliche gewissensmäßig diesen Akt nicht mitvollziehen können, so daß für eine Übergangszeit großherzig Anomalien hinzunehmen seien. Eine eigene Veröffentlichung der Einheitskommission hielt es für nötig, sofort klarzustellen, daß diese Prozedur zu keinen Diskriminierungen oder zur Aberkennung vorhandener Vollmachten führen dürfe, notfalls sei für normale Pen-sionierungen derjenigen Geistlichen zu sorgen, die lieber aus dem Dienst ausscheiden möchten.

Es wurde daher bereits vom ehemaligen Erzbischof von Canterbury, Lord Fisher of Lambeth (vgl. Herder-Korrespondenz 21. Jhg., S. 419), und dem als Konzils-

beobachter bekannten Bischof John Mooreman von Ripon der Wunsch geäußert, über das Projekt möge eine Befragung von Klerus und Kirchenvolk veranstaltet werden, da viele verantwortliche Anglikaner den Versöhnungsgottesdienst nicht mitmachen würden. Auch ist eine methodistische Gegenorganisation im Gange, obwohl Rev. Roberts den Sinn der „zweideutigen“ Formeln erklärte. Er meint, Versuche, die Einheit auf präzise theologische Formeln zu begründen, seien von vornherein zum Scheitern verurteilt. Man müsse die Lösung von Gott erhoffen und „das Geheimnis der Versöhnung lernen“, da die Welt auf die Einheit der Christen wartet.

Das Problem des geistlichen Amtes ist nur eine der Schwierigkeiten. Die andere liegt in der Frage der Eucharistie. Beide zusammen bedrohen die bereits bestehende *Communio* der Kirche von England mit der Kirche von Südtindien, dem großen Unionsvorbild, und der Kirche von Schweden, ganz zu schweigen von der Haltung der orthodoxen und der römisch-katholischen Kirche, für viele Anglikaner ein bevorzugtes Anliegen, ebenfalls die *Communio* zwischen der methodistischen Kirche und anderen nicht-bischöflichen protestantischen Freikirchen. Ehe auf diese Frage einzugehen ist, noch einige Bemerkungen zum Problem der Eucharistie.

Da ist vor allem der Widerspruch zwischen der anglikanischen Praxis, wirklichen Wein zu verwenden, während die Methodisten als Folge ihres entschiedenen Kampfes gegen die Alkoholsucht in England die Vorschrift haben, beim Abendmahl nur nicht-alkoholische Fruchtsäfte zu reichen. Die Kommission hat sich darauf geeinigt, daß die Methodisten von den Anglikanern nicht den Verzicht auf vergorenen Traubensaft verlangen, während die Anglikaner von den Methodisten für das erste Stadium der Union wenigstens die Verwendung von Traubensaft oder solchem Wein erwarten, dem nachträglich der Alkohol entzogen wurde.

Aufgeschobene Lösungen

Schwerwiegender ist eine Einigung darüber, den bei den Methodisten teilweise eingeführten Brauch, das Abendmahl auch durch Laien zu reichen, als Ausnahmeregelung vorerst zuzulassen, mit der Zeit aber abzuschaffen, so daß später nur noch Bischöfe und ordinierte Presbyter die Eucharistie verwalten dürfen. An dieser Stelle wird erheblicher Widerstand auf seiten der Methodisten erwartet, zumal die Endregelung tatsächlich die *Communio* mit jenen Freikirchen aufheben würde, in denen die Sakramente auch von Laien verwaltet werden.

Es gibt aber noch eine ganze Reihe anderer gravierender Differenzen, die man erst im zweiten Stadium der Union zu überwinden hofft, z. B. die unterschiedliche Behandlung der Ehescheidung bzw. der Wiederverheiratung Geschiedener, sodann das Problem der Staatskirche bzw. der Lockerung der Staatskontrolle für die Kirche von England, die eine völlige Trennung nicht anstrebt. Angesichts aller dieser Schwierigkeiten ist kein Termin für den Abschluß der Unionsprozeduren festgelegt, lediglich der Beginn ist für 1970 vorgesehen, falls das Projekt die gesetzgebenden kirchlichen Gremien bzw. das etwaige Referendum glatt passieren sollte und sich in diesem Abschnitt der Vorbereitung nicht erweist, daß zu starke Minoritäten in beiden Kirchen den Preis der gewollten „Zweideutigkeit“ als zu hoch erscheinen lassen, weil erhebliche Abspaltungen zu befürchten wären. Diese Eventualität will man auf jeden Fall erst erkunden.

Nimmt man die kirchenpolitischen Gesichtspunkte des Schemas und der Kommentare zusammen, so fällt auf, daß pragmatische Motive eine beherrschende Rolle spielen. Die ökumenische Zeituhr drängt zum Handeln, zumal da für 1980 die Union aller nicht-römisch-katholischen Kirchen vereinbart wurde. Angesichts der dogmatischen, kirchenrechtlichen und liturgischen Aporien rechnet Kanonikus Kemp nach den Erfahrungen der letzten zwanzig Jahre ökumenischer Entwicklung mit einem „rapiden Wechsel der Szene“, übrigens auch auf römisch-katholischer Seite mit einer fortschreitenden Dezentralisierung, da von römisch-katholischen Kirchenpolitikern anscheinend keine ernsthaften Einwände in der Frage der Ordination und der Eucharistie geäußert worden seien. Die Sorge vor einem „unheilvollen Rückschlag“ der gesamten christlichen Einigungsbewegung, falls das Schema durchfallen sollte, ist der ausgesprochene Motor zum Kompromiß.

Aber trifft diese Sorge noch den gegenwärtigen Stand des ökumenischen Problems, das seit der Tagung von Faith and Order Anfang August 1967 in Bristol (vgl. Herder-Korrespondenz 21. Jhg., S. 467 f.; auch ds. Jhg., S. 25 f. und S. 69 f.) einer Grundlagenkrise zusteuert, die alle Kirchen als Folge der Säkularisierung und der modernen Biblexegese erfaßt hat? Das Unionschema weiß davon nichts, hier steht lediglich die Angst vor dem Versäumen der letzten Gelegenheit im Hintergrund.

Auf der Pressekonferenz vom 4. April, auf welcher der endgültige Entwurf des Unionschemas vorgelegt und kommentiert wurde, gab der Bischof von London sogleich zu, der Plan könne nicht ins Werk gesetzt werden, wenn „eine nennenswerte Zahl von anglikanischen Priestern und methodistischen Geistlichen keinen Gefallen daran finden sollte“. Einer der Sekretäre der Kommission, Dekan Woods von Windsor, stellte die neue Situation so dar, als habe die Kommission durch Überprüfung der Struktur des Versöhnungsgottesdienstes den Einwänden Rechnung getragen, mit denen sie seit dem Frühjahr 1967 förmlich bombardiert worden sei, und er meinte, etwas Gutes zu sagen, wenn er erklärt: „Ich denke nicht, man wird sagen können, daß wir den katholischen *Ordo* und die Tradition verlassen haben.“ Dieser Auffassung wurde in den Zuschriften scharf widersprochen.

Dreifache Kritik

Es gibt deren drei Gruppen. Die erste wird durch wenige Zustimmungen vertreten. Die zweite der Traditionalisten erscheint mit ihren begründeten Ablehnungen in der Mehrheit. Die dritte kritisiert das Schema nicht von der Tradition und der Sorge um die sog. Identität her, sondern aus der neueren Theologie der Säkularisation und im Blick auf die Jugend. Von den verständnisvollen Stimmen kann hier abgesehen werden. Die Kritik der Traditionalisten beruft sich vor allem darauf, daß im Schema wie in den Kommentaren die pragmatischen Erwägungen derart vorherrschen, daß „ein moralischer Druck“ auf jede Opposition ausgeübt und sowohl die Integrität der anglikanischen Tradition wie Gewissensgründe „unter den Teppich gekehrt“ werden (Bischof Graham von Willesden). Weder die Worte „Gott“ noch „Wahrheit“ seien im Spiel, sondern nur „Einheit“. Aber damit gewinne man heute nicht mehr die junge Generation, die den Mangel an intellektueller Redlichkeit in Glaubensfragen viel mehr beklage.

Der Vorwurf mangelnder Integrität und Wahrheit angesichts der Zweideutigkeiten in theologischen Kernfragen wiederholt sich in den Zuschriften in verschiedenem Grade, von der ekklesialen Identität bis zur doppelten Disziplin für Schema-Ordinierte und Geistliche vor-unierter Herkunft bzw. beim Gebrauch verschiedener Sakraments-Weine oder in dem verschiedenen Eherecht. So schreibt ein Vikar: „Viele der Gründe, die uns überzeugen sollen, sind in ihrem Gehabe geradezu Schmeichelei und Prahlerei.“ So werde einer missionarischen Aufwertung der vereinten Kirche nicht gedient. Ein konsequenter Anglikatholik schreibt, nicht nur Dutzende, sondern Hunderte anglikanischer Priester werden das Schema nie annehmen können, und einige werden den Weg nach Rom finden. Ein anglikanischer Ordensmann will ganz genau wissen, wie die eingeholten Gutachten römisch-katholischer und orthodoxer Kontaktstellen lauten. Ein weibliches Mitglied des Kirchenparlaments fragt, wieso man von der Annahme ausgehe, daß die Anglikaner mehr Sympathien für die Methodisten hätten als für römische Katholiken oder für Orthodoxe. Einige befürworten den Vorschlag eines Referendums, aber auch die Laien müßten gefragt werden. Andere wiederum verbeißen sich in der Weinfrage und erklären, eine Eucharistie ohne vergorenen Traubensaft sei schlechthin ungültig, weil gegen die Vorschrift Christi.

Wichtiger ist die Glaubenskrise

So entsteht schon vor den offiziellen Debatten in den Synoden von Canterbury und von York bzw. auf der kommenden Methodistenkonferenz der Eindruck, daß die Verwirrung seit dem ersten Schema von 1963 nicht geringer, sondern eher größer geworden ist. Nun ist die „Church Times“ nicht das Organ, wo die Gedanken der jungen Generation ihren Platz finden. Dennoch wurden auch hier Stimmen laut, die wie der Bischof von Willesden daran erinnern, daß die Jugend an ekklesialen Feinheiten nicht interessiert ist, weil sie von ernsteren Fragen bewegt wird, vom Zweifel an der Existenz Gottes, von der Frage, wer Christus ist, was Beten für einen Sinn hat und ob es ein Leben nach dem Tode gibt. Der Bestseller von Bischof Robinson „Honest to God“ (Gott ist anders) hat seine Wirkung getan. Die Frage einer Union von Anglikanern und Methodisten, so liest man, sei das geringste Problem, der christliche Glaube selber stehe in Frage. Dieser Meinung sind auch Männer der Kriegsgeneration, die als Gefangene in Fernost nicht danach gefragt hätten, ob Wein und Weizenbrot zur Hand war, um die Eucharistie zu feiern, und ob das Sakrament deswegen gültig war, wenn man nur den Saft unreifer Früchte oder „Brot“ aus Tapioca-Wurzeln hatte.

Eine Zuschrift eines Pfarrers geht ins Ziel, wenn er argumentiert, daß heute keine christliche Kirche irgendeine Integrität aufweise, denn Integrität meine das Ganze der Wahrheit. Ob nicht die sog. Pragmatiker genau die Wahrheit treffen, wenn sie versuchen, mit den Realitäten auf dem Wege zum Evangelium zurechtzukommen, während die Verteidiger vorökumenischer Positionen an die Schriftgelehrten und Pharisäer erinnern. Diese Meinung steht nicht einmal vereinzelt in der Briefspalte der „Church Times“, sie wurde dokumentiert in dem gleichzeitigen Abdruck einer Folge aus dem neuen Buch von Leslie Paul: „Der Tod und die Auferstehung der Kirche“ (The Death and Resurrection of the Church, Hodder and

Stoughton). Paul ist vor einigen Jahren bekannt geworden durch sein Reformgutachten für die Umstrukturierung der Kirche von England. In diesem Werk analysiert er die ökumenische Entwicklung, tritt zwar für die Erweiterung und Vertiefung der interkonfessionellen Dialoge an der Spitze ein, erwartet aber die Erneuerung von den Experimenten an der Wurzel, in den Gemeinden, und zwar dort, wo Glieder verschiedener Konfessionen sich zu einer eucharistischen Gemeinde „zusammenglauben“, um die „Identität“ der Kirche in ihrer Christusförmigkeit zu finden. Die jüngste katholische Entwicklung seit dem Konzil spielt darin eine entscheidende Rolle.

Es zeugt für den Freimut der Diskussion, daß „Church Times“ (3. 5. 68) auch einem unbedeutenden Laien Gelegenheit gab, ein markantes Diktum zu äußern: Zur Bildung von Denominationen sei es doch gekommen, weil der „Mythos von der Einen Kirche“ explodierte und man Grund hatte, sich einer monolithischen Macht zu entledigen. Die Denominationen bestätigen, daß Gott uns verschieden geschaffen hat. „Der Laie des 20. Jahrhunderts hat genug von anderen Groß-Korporationen. Er liebt das Persönliche und Intime im Gottesdienst. Der Laie des 20. Jahrhunderts ist sehr empfindlich bezüglich seiner Freiheitsrechte. Viele werden es ablehnen, die geistigen Sklaven eines Super-Vatikans zu werden.“

Organisierte Opposition

Demgegenüber bleibt die organisierte Opposition der Anglikatholiken, die Ende April ihren Kongreß hatten, ebenso im Vorfeld der Probleme wie die vorbereitete Sammlung der methodistischen Opposition in der Gruppe der „Voice of Methodist Association“ (VOM), die für Juni eine gemeinsame Protestkundgebung mit den Baptisten plante („Church Times“, 14. 4. 68). Wie sich die Anglikatholiken die Integrität der Kirche vorstellen, zeigte die Konzelebration von fünf Bischöfen mit dem Erzbischof von Canterbury in Gegenwart des katholischen Weihbischofs von Westminster, Christopher Butler (ein ehemaliger Anglikaner), und des orthodoxen Erzbischofs Athenagoras sowie zweier Brüder von Taizé („Church Times“, 26. 4. 68).

Familienplanung in muslimischen Ländern

Mit wenigen Ausnahmen stehen heute fast alle muslimischen Staaten in Afrika und Asien vor den Problemen eines immensen Geburtenüberschusses, der alle Fortschritte in der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung dieser Länder in Frage stellt oder bereits aufhebt. Unter den arabischen Staaten in Afrika sind Ägypten, Sudan, Marokko und Algerien am stärksten betroffen. Obgleich zuverlässige Daten über die Bevölkerungsbewegung in diesen Ländern nicht vorliegen, scheint es doch nach wohlbegründeten Schätzungen gewiß, daß der jährliche Geburtenüberschuß in diesen Staaten 3% der Bevölkerung übersteigt.

Die Regierungen all dieser Staaten sind bereits seit einigen Jahren zu bevölkerungspolitischen Maßnahmen entschlossen und haben, wenn auch mit unterschiedlicher Energie und Offenheit, gesetzliche und praktische Maßnahmen ergriffen, die geeignet sein könnten, die Geburtenzahl einzuschränken. Der Erfolg ist bis heute jedoch gering geblieben, sei es, weil der bei weitem größte Teil